

Klaus Döhring

**Caspar von der Lippe
1865–1916**

agenda

Klaus Döhring

Caspar von der Lippe 1856–1919

Zwischen Tradition und Wandel



agenda Verlag

Münster

2026

Dieses Werk entstand mit freundlicher Unterstützung durch
den Landschaftsverband Westfalen-Lippe



Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

die Sparkasse Münsterland Ost



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2026 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda-verlag.de, www.agenda-verlag.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

Coverbild: Zarajsky/istockphoto.com

ISBN 978-3-89688-956-0

Der Erzähler Caspar Drögemöller (1856-1919) ist einer meiner Urgroßväter. Eine einzige Fotografie, ein Hochzeitsfoto aus dem Jahr 1903, das vergilbt Jahrzehnte überstanden hat und zusammen mit seiner etwas älteren Unterschrift aus der Arbeiterliste einer Plüschweberei in Ahlen das Buch bebildert, zeigt ihn mit seiner zweiten Ehefrau. Diese Fotografie und sein Namenszug waren die zwei Impulse für jede Zeile dieses Buchs.

In Lippborg im südöstlichen Münsterland aufgewachsen, erlernt »Caspar von der Lippe« von seinem Vater das Leinenweben, die seit Generationen weitergegebene Handwerkskunst, von seinem Lehrer das Schreiben. Zu einem unbekannten Zeitpunkt beginnt er seine Lebensgeschichte in Worte zu fassen. Er zählt von persönlichen Hochfesten und Tiefschlägen und wie er mit vielen anderen Mitmenschen und Handwerkern in den Strudel der Industrialisierung hineingerissen wird.

Nach den Jahren in seinem Heimatort führt ihn seine Lebensreise mit der ersten Heirat zunächst für einige Zeit in das kleine benachbarte Wiltrop bei Oestinghausen. Als der Absatzmarkt für Leinen aus Hauswebereien zusammenbricht, zieht er, getrieben von Geldnöten, von dort nach dem Tod der Ehefrau in die von der industriellen Revolution umgebaute, in jeder Beziehung explosionsartig immer größer werdende Stadt Ahlen. Dort verdient er als Plüschweber an elektrifizierten Webstühlen für die inzwischen in zweiter Ehe weiterwachsende Familie den Unterhalt, bis der Erste Weltkrieg nicht nur ihm einen Strich durch die Lebensplanung macht.

Die gesamte Erzählung ist durchwoben von fiktiven und zahlreichen historisch belegbaren Begebenheiten und Ereignissen wie Kriegen, Naturschauspielen, Wetterkatastrophen und Unglücken. Das Aufkommen neuester Erfindungen wie Telegraphie und Grammophono-

ne, Fahrzeuge mit Explosionsmotoren und der zunehmende Luftverkehr durch Ballons, Zeppeline und Flugapparate haben in seinen Aufzeichnungen Bilder von staunenden Augen hinterlassen.

Auf seiner Lebensreise wird Caspar von der Lippe von einer großen Zahl Weggefährtinnen und Weggefährten begleitet, die in den 42 Kapiteln »mitgewirkt« haben. Alle teilen sich eine Gemeinsamkeit: Sie haben »in echt« gelebt. Genau wie er. Zur gleichen Zeit und genau an den Orten. Im Anhang sind die Lebensdaten dieser etwa 270 Menschen in einem Register aufgeführt. Zudem werden die benutzten Quellen und hinzugezogene Literatur genannt.

»Caspar von der Lippe« ist somit im wahrsten Sinne des Wortes eine mit Leben gefüllte Zeitreise von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die ersten Jahre des Ersten Weltkriegs. Zugleich ist die Erzählung der Versuch einer Würdigung der hier genannten Menschen, deren bunte Lebensgeschichten im schnellen Gang der Zeit vom Vergessen übertüncht wurden. Diese liegen leider weitestgehend im Dunkeln und reduzieren sich bei den allermeisten lediglich auf ihre tief in Kirchenbüchern und Personenstandsregistern eingegrabenen Namen und Lebensdaten.

Hier spielen sie alle wieder eine Rolle.

Lippborg

1856 – 1886

1

Ich erinnere mich genau an den Tag, an dem die Totenglocke unserer Dorfkirche vor der Mittagsstunde des sechszwanzigsten April 1872 mit einer noch nie zuvor vernommenen Ausdauer zum Erklingen gebracht wurde. Alle in unserem Dorf lebenden Seelen stellten an diesem Freitag beim Vernehmen der unheilvollen Klänge sofort jegliche Tätigkeit ein. Viele waren – so auch ich – nach diesem Geläut der kleinsten und ältesten Turmglocke auch lange Zeit nach ihrem Verklingen nicht mehr in der Lage, sich aus den Fängen des durch sie verkündeten Ereignisses zu befreien. Dieser Tag hatte sich mit der Unterstützung des langen Geläuts in den meisten Köpfen unserer Dorfbewohner tief zwischen den Ohren einen festen Platz mit langer Verweildauer gesichert.

Stephan Töcker oder vielmehr seine sterblichen Überreste, die nach einer wesentlich zu langen und unglücklich verlaufenen Verweildauer über Erden – genauer gesagt eigentlich im Wasser – von ihm übriggeblieben waren, hatte Henrich Levejohann, ein Schäfer unseres Dorfes, keine drei Stunden vor dem Mittagsangelus in einer vom Hochwasser aufgerissenen Uferböschung am Rande eines Tümpels entdeckt. Die wirbelnden Wassermassen der Lippe hatten bei ihren Überschwemmungen in den letzten Wintermonaten diesen Hohlraum am Fuße einer Weide ausgespült, über dem an feinverästeltem Wurzelwerk ausgefranzte Grasplaggen ihr Überleben zu sichern versuchten.

In jedem Frühjahr nahmen, sobald die Lippe ihre quirligen und eiskalten Kundschafter langsam in ihr Bett zurückgeholt hatte, Mäuse und Ratten das feuchte Erdreich der Aue unterhalb der Grasnarbe wieder in Besitz und durchzogen es mit Gängen und Hohlräumen.

Oberhalb ihrer unterirdischen Welt war die Aue schon immer eine Weidefläche für unsere während der langen Winterzeit eingestellten Tiere. Auf diesen Wiesen war es unseren Schaf- und Kuhhirten ein Einfaches, die ausgemergelten Tiere nach den langen Monaten in stickigen und dunklen Ställen zu beaufsichtigen. Zwischen den zahlreichen Tümpeln war das Angebot im Frühling nach dem ersehnten frischen Grün einfach unerschöpflich.

Die sich immer wiederholenden Hilferufe des ansonsten mit eher wenigen Sätzen und Worten durchs Leben geschrittenen Schäfers, die die Frühlingsluft der Lippeaue durchjagten, bewirkten bei den ersten Schreien zunächst keinerlei Reaktionen. Letztendlich fanden sie aber doch mit steigender Intensität im Dorf Gehör, von wo aus sich Hilfe in Bewegung setzte. Henrich Levejohann hatte sich an diesem frühlingshaften Vormittag in seiner Verzweiflung zum lautesten Rufer des Dorfes gebrüllt, gefesselt aber an seine Herde, die er nicht verlassen durfte. Auf dem aufgeweichten Grund der gewichenen Wasserwüste stand ein zum Totenwächter gewordener Schafhirte.

Nach der über eine Stunde dauernden Totenwache und den zum Scheitern verurteilten Versuchen, das an diesem Vormittag Gesehene in die Windungen seines Gehirns einzusortieren, trafen zunächst die zwei Polizeidiener, der betagte Bernard Huesmann und vor ihm mit mehreren Schritten Vorsprung sein wesentlich jüngerer Amtsnachfolger, Joan Henrich Stengel, beim Schäfer ein. Sie waren vom Dorf herübergerannt – wenn überhaupt von einem Rennen die Rede sein konnte – und blieben nach Luft schnappend, besonders Bernard Huesmann, beim Schäfer stehen.

Kurze Zeit nach ihnen traf unser Dorfarzt Doktor Bernard Joseph Valentin Sulzer in Begleitung von Vikar Georg Wehrmann in der schwarzen Kutsche des Medicus am Fundort der verwässerten Menschenreste ein. Vorsichtshalber ließen sie das Gefährt ein paar Schritte vom Tümpel entfernt auf trockenerem Untergrund stehen.

Die Lippe hatte bei ihrem lang andauernden und bedächtigen Rückzug in den vergangenen Monaten Gefallen daran gefunden, sich des von ihr bei der Kessler Mühle in den Tod gerissenen Müllerlehrlings vor unserem Dorf in einem Tümpel am Fuße einer Trauerweide zu entledigen. An den Lederriemen seiner robust gewebten und nun alles andere als weißen, knielangen Schürze hatte sie die Reste ihres leblosen Spielgesellen im freigelegten Wurzelwerk der Weide in der ausgespülten Uferböschung zur Rettung hängen lassen. Dieser eigentlich nicht mit dem Begriff Rettung zu benennender Tatsache verdankten seine im benachbarten Herzfeld lebenden Eltern und Geschwister die traurige Gewissheit, dass der aufgefundene und verwässerte Lebensrest ihres Sohnes und Bruders durch die Obhut der Weide nicht weiter flussabwärts geschwemmt worden war.

Während Doktor Sulzer gemeinsam mit Polizeidiener Huesmann und Johann Hermann Lippling, Totengräber und Nachtwächter unseres Dorfs, der als letzter eingetroffen war, Vorbereitungen trafen, den bereits stark verwesenen Leichnam zu bergen, musste Joan Heinrich Stengel, weil er zweifelsohne jünger und angeblich schneller war, ins Dorf zurückeilen. Zunächst musste der Schreiner mit einem Sarg herbeigeholt werden und dem Lehrer und Küster Ferdinand Klostermann der Auftrag übermittelt werden, unverzüglich mit einem Geläut der Totenglocke zu beginnen. Gemeinsam mit dem jungen Polizeidiener entschwand der knorrige Körper des Vikars in Richtung Dorf. Der Geistliche hatte mit der Segnung der Leiche seine Pflicht erfüllt. Kurze Zeit später schrie die Glocke über die Kamine der Häuser des Dorfes ihre Unheilsbotschaft hinaus in die umliegenden Bauernschaften und in die tieferliegenden Wiesen der Lippeaue bis hin zum Todestümpel. Dieses Geläut war unmissverständlich.

Auch für uns in Osker. Es brachte die monotonen Klappergeräusche unserer Webstühle noch vor der Mittagspause zum Schweigen.

Mein Vater stand wortlos von der Bank seines Webstuhls auf, ging zum geöffneten Fenster und starrte über den Garten hinaus in Richtung Dorf. Auch meine Mutter und fünf meiner Geschwister hatten sich von der Arbeit in den Beeten aufgerichtet und ihre Körper in Richtung Dorf gedreht. Warm verpackt aber schreiend lag auf einer Decke im Gras unsere Schwester Maria Gertrudis, die von dem Geläut unsanft geweckt worden war, möglicherweise aber auch vom Hunger. Seit fünf Wochen waren mit ihrer Geburt alle Räume unseres Kottens gut belegt. Immer noch umklammerte dort unten im Kirchturm der Küster Ferdinand Klostermann mit seinen kräftigen Händen das dicke Seil der kleinen Bronzeglocke und ließ sie nicht zur Ruhe kommen.

Die aufgefundenen Körper- und Kleidungsreste der jungen männlichen Wasserleiche konnten nach Doktor Sulzers Überzeugung eindeutig nur dem seit Monaten in der Lippe vermissten Müllerlehrling von der Kessler Mühle zuzuordnen sein. An dieser wenige Kilometer flussaufwärts gelegenen Öl- und Kornmühle hatte sich Stephan Töckers erst fünfzehn Jahre alter Lebensweg am Samstag vor dem ersten Advent 1871 beim Einbruch der Dunkelheit mit dem Sturz in die Lippe vollendet.

Pfefferminze war das Überlebensmittel in dieser Stunde. Doktor Sulzer trug das selbsthergestellte aromatische Öl permanent in einem auslaufsicheren Fläschchen in einer Seitentasche seiner Weste, griffbereit und immer erreichbar bei allen Hausbesuchen. Dieses Flacon, dessen ätherische Dämpfe sich nach dem Öffnen des Verschlusses unter die Nase gehalten durch ihre beiden Flügel zur Linderung jeder Übelkeit wohltuend ins Körperinnere verflüchtigten, war am Tümpel ständig in Gebrauch. Die Retter des Toten, die mit bloßen Händen unter Würgen und immer wieder eingelegten Pausen zum Erbrechen den bei jeder Berührung weiter zerfallenden Leichnam aus seiner Grabkammer herauslösten und ins Gras legten,

mussten es ständig unter ihre Nasenlöcher halten und tief, sehr tief und noch viel tiefer inhalieren, damit nicht auch ihnen ein Sturz in das modrige Wasser des Tümpels aufgrund eines Ohnmachtsanfalls die letzten Minuten ihres Lebens schenkte.

Mit einem aus Fichtenbrettern gefertigtem, einfachen Kasten, dessen Deckel ein schlichtes Holzkreuz zierte, traf Joan Stephan Kuckuck, genannt Debras, in Begleitung seines Gesellen Georg Hütte auf seinem Fuhrwerk am Tümpel ein. Im Sommer des vergangenen Jahres war sein Geselle an der Seite seiner späteren Frau, Anna Bückler, als junger Schützenkönig stolz und strahlend durchs Dorf kutschiert worden. Nun aber zog ihm jeder Blick auf die Leichenreste immer mehr Farbe aus dem Gesicht.

Joan Stephan Debras hatte schnell greifbares Material aus seinem Lager zu einem möglichst dichten Transportkasten zusammengeagelt, was seiner Auffassung von Qualität widersprach. Er war ein äußerst begabter, mit zahlreichen Talenten üppig ausgestatteter Schreiner, dessen mit Kunstverstand gefertigte Möbel vielen Zimmern und Wohnstuben, nicht nur im Dorf, neues Leben eingehaucht hatten. Zahlreiche Verstorbene unseres Dorfes ruhten in seinen liebevoll gefertigten Särgen. In dieser und den nächsten Stunden jedoch hatte er einen im Wasser zerfallenen Menschenkörper abzuholen und ins Trockene zu bringen. Er, das war unabdingbar, hatte die modrigen Körperreste des Fünfzehnjährigen in das von ihm noch an diesem Tag herzurichtende, hölzerne Schmuckstück umzubetten und für die wenigen Stunden bis zur Beisetzung auf seinem Grund und Boden aufzubewahren.

Am frühen Nachmittag trafen sich – bis auf Schreiner Debras und seinem beim Anblick der Leichenreste ohnmächtig gewordenen Gesellen – alle an der Bergung der Leiche Beteiligten nach gründlichster Reinigung und in ausgewechselter Kleidung im Pastorat

bei Pfarrer Joannes Josephus Antonius Didon, um über die weitere Vorgehensweise zu beraten und Notwendiges zu erledigen. In Anbetracht des Zustandes von Stephan war Eile geboten. Aufgrund seines fortgeschrittenen Alters war der Geistliche am Vormittag nicht mit in die Aue gekommen, sondern hatte dies dem jüngeren Vikar überlassen. Der von unserm Dorfwirt Henrich Christoph Hagedorn nach altem Hausrezept gebrannte Klare – ausgeschenkt auf Kosten der Kirchengemeinde mit dem Wunsch des Geistlichen, die schrecklichen Gedanken und Erlebnisse des heutigen Tages schnellstens verflüchtigen zu helfen – überlebte kaum das Einfüllen in die viel zu kleinen Gläser. Auch nicht die durch die Haushälterin des Pastors, Anna Gertrud Dahlhoff, eingeschenkte zweite Füllung. Eine dritte Füllung verhinderte Pastor Didon mit dem Hinweis, dass er sich gleich der Vorbereitung des Seelenamtes und der Sonntagsmesse widmen müsse. Neben dem Ausfüllen des Totenscheins und eines Attests durch Doktor Sulzer wurde auch ein kurzer Brief aufgesetzt, der noch am gleichen Tag den Eltern von Stephan übergeben werden musste.

Ferner wurden die Aussagen des älteren Polizeidieners zu Protokoll genommen. Huesmann bestand auf der Nota in den Aufzeichnungen, dass nicht wenige Extremitäten des Ertrunkenen unvollständig vorhanden aus dem Wasser des Tümpels gezogen werden konnten. Einen solch zerfallenen Menschenkörper, der kaum noch als ein solcher erkannt werden konnte und benannt werden dürfte, habe er noch nie gesehen und möchte – und dabei möge ihm der Allmächtige beistehen – seinem Augenlicht das erneute Erscheinen eines solchen Exemplars ersparen. Auch nach diesem sehr persönlichen Eintrag ins Protokoll blieb der Zugang zu dem klaren Getränk unter der Aufsicht unseres alten Pastors und dem kleinen, fest verschraubten Deckel versperrt.

Nachdem unser Dorfmedicus in dieser fast sprachlosen Runde schweigend die Todesurkunde für Stephan ausgestellt und unter-

zeichnet hatte, holte er tief Luft und räusperte seine Stimme. Im Rückblick auf seine nunmehr dreißigjährige Tätigkeit in diesem Dorf könne er sich an einen vergleichbaren tragischen Todesfall nicht erinnern, wenngleich er hin und wieder schon aus Unvorsichtigkeit und in Verwirrung ertrunkenen Gemeindemitgliedern einen Passierschein für die letzte Reise hatte ausstellen müssen. Ursachen gäbe es zu Hauf, habe es immer gegeben, manche wären verständlich, manche nicht. Dass aber ein aus dem Leben Geschiedener so lange über Erden blieb!

Als seine, in wenige Worte gefassten Gedanken mit kaum verständlicher und gebrochener Stimme verklungen waren, saß er noch schweigend einige Augenblicke kopfschüttelnd in der Runde, wobei sein volles, weißes Haar bei jeder leichten Kopfbewegung über den Stoff seiner frischen Weste strich, in deren kleine Taschen wieder sein pfefferminzölhaltiges Vademecum eingezogen war.

Henrich Schlendermann, Postbote und einer unserer Schneider im Dorf, verteilte seit dem Tag die willkommenen und weniger willkommenen Briefe, an dem sich sein Vorgänger Wilhelm Löchtenknäpper aus ungeklärten Gründen mit seinen vierundsiebzig Jahren den zwanzigsten Januar 1863 ausgesucht hatte, um im Teich der Coesfelds zu ertrinken. Zwischen ihm und seinem Vorgänger lagen Jahre, viele Jahre. Der Ertrunkene hätte der Vater seines Nachfolgers sein können. War er aber nicht. Es gab aber zwei Gemeinsamkeiten der beiden Boten, abgesehen von der Uniform. An beiden Köpfen hatten unter anderem Wind und Wetter auf der jeweiligen Stirn unauslöschlich tiefe Furchen eingearbeitet, wobei für die Bearbeitung des älteren Kopfes viel mehr Zeit zur Verfügung gestanden hatte. Das war das Eine. Das war ungefährlich. Den Ohren beider Köpfe wurde aber beim täglichen Rundgang an Haustüren und Zäunen vieles von den Briefempfängern zugetragen, was ihre Münder, nicht immer mit notwendiger Vorsicht sortiert und vor allem nicht immer

an die richtigen Adressaten weitergaben. Wenn es überhaupt hätte weitergegeben werden sollen. Das war das Zweite. Und das war nicht ungefährlich.

Von Westen her hatten wassergetränkte Wolken ihren dichten grauen Vorhang vor das Himmelblau des frühlingshaften Vormittags gezogen. Keine Viertelstunde nach Ende der Zusammenkunft im Pastorat erhielt Henrich Schlendermann Besuch vom Polizeidiener Huesmann. Dieser entschuldigte sein unverhofftes Erscheinen und bat um Verständnis für die Dringlichkeit des Auftrags, sich sofort auf den Weg nach Herzfeld zur Benachrichtigung der Eltern von Stephan zu begeben und übergab ihm den zu verlesenden Brief. Zuvor hatte er auf dem Hinweg Müller Rhode über seinen aufgefundenen Lehrsungen in Kenntnis gesetzt. Damit er, der Bote, rechtzeitig vor Einbruch der Dunkelheit wieder unser Dorf erreichen konnte, hatte der Arzt seinen Zweisitzer und die Gemeinde einen Kutscher für die Hin- und Rückreise zur Verfügung gestellt. Diese Annehmlichkeit sollte seinen unter der Woche viel bewegten Beinen Erleichterung und den Eltern des Aufgefundenen schnellstmöglich die unglückselige Nachricht bringen.

Seit dem ersten Sonntag im Advent des Jahres 1871 warteten in Herzfeld, in unmittelbarer Nachbarschaft der heiligen Ida, der Schuster Franz Anton Wördenweber, genannt Töcker, und seine Ehefrau, Elisabeth, zusammen mit der gesamten Christengemeinschaft auf die Ankunft des Messias. Noch mehr aber warteten sie auf eine Nachricht, vielleicht sogar auf ein Lebenszeichen ihres Sohnes Stephan. Ihre mit den Jahren zwar älter aber nicht unbedingt schwächer gewordenen Ohren hatten in den letzten einhundertvierzehn Tagen einschließlich zahlreicher, schlafloser Nächte, keine Nachricht vernommen.

An diesem Tag kam sie.

Bis zum heutigen Tag ist es mir erspart geblieben, eine Wasserleiche zu Gesicht zu bekommen, geschweige denn sie bergen zu müssen. Ertrunkene Mitbewohner aus unserem Dorf und den flussaufwärts liegenden Ortschaften wurden immer wieder aus der Lippe gezogen oder angeschwemmt, einige erst weit flussabwärts vor der Schleuse in Lütke Uentrup, manche erst Tage oder Wochen nach ihrem Vermissten. Leichtsinnige und Lebensmüde, Nichtschwimmer und Betrunkene waren unter den Leblosen zu finden wie auch solche, die bei Hochwasser und Unfällen ihr Leben in der Lippe ließen. Dass ein in der Lippe Vermisster annähernd fünf Monate auf seine Entdeckung warten musste, daran konnte sich bei Leibe nicht einmal einer unserer Dorfältesten erinnern.

Joan Stephan Debras hatte in der Lippeaue mit seinem Gesellen Georg Hütte, nachdem dieser Dank des Pfefferminzöls unseres Dorfarztes aus seiner Ohnmacht wieder zu Sinnen gekommen war, zusammen mit den anderen Helfern die zerfallenen Überreste des jungen Müllerlehrlings jeweils in mehrere Lagen Leinentücher eingewickelt und anschließend in das Provisorium gelegt. Nach der dringend notwendigen, aber nur oberflächlichen Reinigung ihrer Hände mit dem Flusswasser, fuhren Joan Stephan Debras und sein immer noch blasser Geselle mit den Leichenresten auf der Ladefläche zurück ins Dorf zur Werkstatt. Dort stellten sie zuerst das Fuhrwerk in der Remise ab, stellten danach das Pferd ein und versorgten es mit Futter und Wasser. Bevor das Präparieren des Sarges in Angriff genommen wurde, füllten sie in der Waschecke des Hofes den großen Wasserbottich mit kräftigen und schnellen Bewegungen der Schwengelpumpe randvoll und rissen alle stinkenden Stoffhüllen bis zur letzten Schicht von ihren Körpern. Das erdkalte Brunnenwas-

ser und die Bürsten, die ausgiebig über die eingeseiften Hautpartien kreisten, halfen bei der gründlichen Körperreinigung und belebten die Geister. Aus den beiden Leichenteilsammmlern wurden nach und nach wieder normale Schreiner. Äußerlich zumindest.

Anna Catharina Elisabeth Debras, die Frau des Schreiners, hatte von der Küche des Wohnhauses aus dem Fenster das eintreffende Fuhrwerk vernommen, wohl ahnend die Reinigung der männlichen Körper zunächst abgewartet und das junge Leben im Schreinerhaus vorsorglich hinter verschlossenen Haustüren zurückgehalten. Ihr war das überstürzte Verlassen des Hauses ihres Mannes mit dem Gesellen vor einigen Stunden im Vormittag nach dem Läuten der Turmglocke nicht entgangen.

Nun trat sie sowohl mit den zwei jüngsten, sich lautstark auf den Vater freuenden Kindern, als auch in Begleitung ihrer zwei Ältesten und mit frischer Kleidung für Mann und Gesellen aus dem Haus hinaus in den Hof. Catharina Elisabeth, fast elf Jahre alt, trug vorsichtig ein großes Holzbrett, auf dem mehrere mit Butter bestrichene Scheiben ihres selbstgebackenen Brotes, etwas Käse wie auch einige kleingeschnittene Stücke Dauerwurst auf den Verzehr warteten. Neben seiner Schwester ging mit kleinen Schritten der jüngere Bruder Joan Henrich, der zweitälteste Spross der Schreinerfamilie, der für die frisch Gereinigten in jeder Hand stolz ein großes, mit Bier gefülltes Glas hielt. Joan Henrich war in der Zeit, als sich sein Vater und der Geselle im Hof gründlich wuschen, von seiner Mutter zum Wirt Hagedorn geschickt worden, um das von ihm gebrauchte, perlende Getränke zu holen. Das Holzbrett und die Gläser waren schnell geleert. Die festen wie auch die flüssigen Nahrungsmittel hatten die Mägen der Schreiner beruhigt und für Sättigung gesorgt.

Die schwierige und nicht aufzuschiebende Aufgabe für die nächsten Stunden lag nun vor ihnen. Der Schreinermeister signalisierte seiner Frau wortlos mit dem Spiel seiner Augen und den kräftigen Augen-

brauen sowie mit kaum merkbaren Gesten seiner Hände, den Hof zu verlassen und die Werkstatt nicht zu betreten. Anna Catharina Elisabeth Debras verstand ihren Mann sofort. Wortgewandt trieb sie ihre vier Kinder mit Versprechungen zurück ins Wohnhaus. Und das nicht nur, weil sich das Wetter verschlechterte.

Joan Stephan Debras hatte mit dem heutigen Tag ein neues Vorzimmer des Totenreichs betreten. In seinen Särgen hatte er Erschossene und Erhängte, Erstochene und mit Rasierklingen Aufgeschnittene wie auch in Mistpfützen Ertrunkene zur letzten Ruhe gebettet. Aber noch nie zuvor musste er einen derart verwesten und zerfallenen Leichnam einsargen. Drei, vier Tage, wenn es hoch kam auch ein, zwei Wochen waren sie alt, wenn er den Sargdeckel über den kalten Körpern der Spätgefundenen verschraubte.

Für die heute geborgenen Reste des Müllerlehrlings holte er mit seinem Gesellen einen schlichten, kleineren Sarg aus dem Lager. In unterschiedlichen Holzarten und Größen hatte der Schreiner auf Vorrat verschiedenste Ruhemöbel für die Ewigkeit angefertigt. Alle Innenseiten des ausgesuchten Sarges mussten vor der Belegung mit seinem jungen Bewohner vollständig mit mehreren Schichten leimgetränkter Tücher abgedichtet werden, damit üblen Gerüchen die Wege durch kleinste Ritzen und Spalten in die Welt der Lebenden versperrt blieben. Die in zahlreichen Leinentüchern eingewickelten feuchten Leichenteile wollte er so umhüllt belassen. Ihm war nicht danach, weder sich noch seinen Gesellen einer ähnlichen Tortur wie einige Stunden zuvor erneut auszusetzen. Zusätzlich noch mit weiteren Wachstüchern umwickelt, wollte er sie dann Teil für Teil in das abgedichtete Unterteil des Sarges legen. Zwischen Sargdeckel und dem Unterteil sollte ein leimgetränkter Leinenstreifen für die letzte Undurchlässigkeit sorgen. Derart präpariert, dürften aus dem Sarg keine Verwesungsgerüche mehr nach außen dringen.

Der Schreiner schickte seinen Gesellen zu dem einige Häuser weiter

im Dorf wohnenden Schneider Stephan Ahrens, um von ihm zehn Ellen Wachstuch zu holen mit der Bitte, es auf die Rechnung für seine Frau zu setzen. Sie würde es mit der Abholung ihrer Ware beim nächsten Besuch begleichen. Georg Hütte belebte bei dem Auftrag die Freude, für einige Minuten, seien es auch noch so wenige, die ansonsten geliebte Werkstatt endlich verlassen zu dürfen, dabei viel und noch viel mehr frische Luft durch die Nase einsaugen zu können und endlich wieder – das war seine größte Hoffnung – auf Hin- und Rückweg mit Lebenden in ablenkende Gespräche zu kommen. Den etwa drei Jahre jüngeren Toten wollte er schnellstmöglich vergessen, was aber sehr einseitig gedacht war.

Er war überaus erfreut, dass Stephan Ahrens, der sich über den für einen Schreiner ungewöhnlichen Auftrag am Ende des Tages anfänglich wunderte, dann aber offensichtlich geschäftstüchtig freute und sich über den Verwendungszweck ausführlich informieren ließ. Der Schneider verweilte nur kurze Zeit in seinem dunklen Stofflager, bis er die gesuchte Ware herausgezogen, den Stoffballen um die gewünschte Länge gekürzt und das abgeschnittene Gewebestück zusammengefoldet hatte. Seinen Hinweis auf richtige Verwendung des Wachstuches, auf die wasserabweisende, äußere Stoffseite hatte Georg Hütte schon beim Verlassen des kleinen Verkaufsraums vergessen. Das war in diesem Fall völlig gleichgültig.

Georg war in dieser Schreinerwerkstatt schon in die Lehre gegangen und seit einigen Monaten als Geselle bei Debras beschäftigt. Bereits als Lehrling hatte er im Haus des Lehrmeisters eine kleine Kammer bezogen und war Teil seiner Familie geworden. Aber es verband seine Familie und die des Schreiners noch weitaus mehr als die Holzbearbeitung.

Gemeinsam mit den beiden jüngeren Geschwistern bewohnte seine Mutter Maria Christine Antonette Hütte weiterhin die Wohnung im Dorf, die sein Vater, ebenfalls Georg mit Namen, im Jahr

1855 mit dreiundvierzig Jahren verlassen musste. Da hatte er, der junge Georg, gerade das dreizehnte Lebensjahr erreicht. Wenige Jahre nach der Hochzeit war seine Mutter 1845 von der Königlichen Regierung in Münster als Hebamme vereidigt worden. An ihre Haustür hatten in großer Zahl fast alle werdenden Väter oder ältere Kinder der Familien zu allen Tages- und Nachtzeiten angeklopft und sie zu den schwangeren Frauen im Dorf und den Bauerschaften als Geburtshelferin gerufen. Nach vielen Geburten glänzten in den Augenpaaren zahlreicher Familien Freudentränen, leider auch manchmal gleich nach der Geburt Tränen der Trauer. Maria Christine Antonette Hütte holte Lebende sowie Tote und durfte und musste, ebenso wie Doktor Sulzer, die während oder nach der Geburt verstorbenen Kinder nottaufen.

Im Haus des Schreiners hatte sie Anna Catharina Elisabeth Debras und ihrem Mann bei allen Geburten ihrer sechs Kinder zur Seite gestanden. Jedem von ihnen hatte sie nach langen neun Monaten die Nabelschnur durchtrennt und die neuen Hausbewohner nach ihrem ersten Schrei zunächst auf den Oberkörper ihrer Mutter gelegt, später dann auch den kräftigen Armen ihres Erzeugers übergeben.

Die Schrauben in den Sargdeckel seines Vaters Georg hatte Adam Debras gedreht. Der Vater von Joan Stephan. Und der ward auch schon seit einigen Jahren nicht mehr im Dorf gesehen.

Für das Auskleiden des Sarges hatte sich Joan Stephan Debras überlegt, einige Ellen des ungefärbten Leinens zu verarbeiten, das seine Frau im Schrank der Wohnstube lagerte. Als sein Geselle die Hofplatte in Richtung Schneider verlassen hatte, begab er sich zum Wohnhaus, öffnete mit einem der Schlüssel seines Bundes das Türschloss und suchte seine Frau in den schon dunkler gewordenen Räumen des Wohnhauses. Auf der Diele vor der Küche traf er sie an, nahm sie zur Seite, damit die Kinder das Gespräch nicht verfolgen konnten. Er berichtete ihr mit leiser Stimme in aller Kürze über